

Frau Professor Seichter, der Name Montessori steht in Deutschland wie ein Gütesiegel für kindgerechte Pädagogik. Zu Recht?

Montessori ist keine geschützte Marke. Nicht überall, wo Montessori draufsteht, ist Montessori drin.

Sie sprechen von einem „pädagogischen Trödelmarkt unbegrenzter Möglichkeiten“.

Jeder Kindergarten, jede Schule kann sich „Montessori“ nennen, wer will, kann auch Montessori-Möbel oder Montessori-Spielzeug verkaufen. Die Marke Montessori ist ein moderner Verkaufsschlager. Das muss man einfach wissen. Was mich als Wissenschaftlerin aber interessiert: Wie wird mit der Theorie umgegangen? Und da ist mein Vorwurf in der Tat, dass weder die Wissenschaft noch die pädagogische Praxis sich ausreichend mit den unzähligen Schriften auseinandergesetzt hat, die Maria Montessori in ihrer langen Karriere verfasst hat. Das gilt insbesondere für die anthropologischen Grundlagen ihrer Arbeit, die sie früh aufgestellt und entgegen vielen Behauptungen bis zu ihrem Tod nie revidiert hat.

Was für Grundlagen sind das?

Montessoris Denken ist hochkomplex. Aber ob man will oder nicht: Die Grundpfeiler sind die Biologie, die Evolutionstheorie, die Eugenik und die Rassenanthropologie.

Sie haben intensiv Originaltexte der italienischen Ärztin gelesen.

Ihr Hauptwerk, die „Pädagogische Anthropologie“, hat sie schon 1910 auf Italienisch geschrieben, das Buch wurde schnell in viele Sprachen übersetzt – aber erst mehr als 100 Jahre später ins Deutsche, 2019, vom Herder-Verlag. Ein monumentaler Text, 600 Seiten stark. Man könnte Spekulationen anstellen, ob die Montessori-Rezeption im deutschsprachigen Raum nicht anders verlaufen wäre, hätte es diese Schrift schon früher in deutscher Sprache gegeben. Dort steht vieles, was sogenannte Montessori-Anhänger nicht gern hören, geschweige denn lesen.

Nämlich?

Montessori steckte fest in den Ansichten ihrer Zeit. Und die waren um das Jahr 1900 herum von zwei dominanten Gefühlen bestimmt: von der Angst vor kultureller, moralischer und rassenanthropologischer „Degeneration“ und zugleich von einer immensen Hoffnung auf den Fortschritt der Gesellschaft.

Was heißt das für Montessoris Blick auf das Kind?

Montessori kommt sehr schnell zu dem Ergebnis, dass es „höhere“ und „niedere“, entwickelte und weniger entwickelte „Rassen“ gibt. Und dass es sogenannte degenerierte Menschen gibt, die sowohl körperlich als auch moralisch nicht fortgeschritten sind. Das ist ungemein stigmatisierend und hierarchisierend. Im Endeffekt führt es zu einer Unterscheidung zwischen sogenannten normalen und anormalen Menschen. Von da an kreist Montessoris Denken über Jahrzehnte um die Frage: Was kann man tun, um „anormale“ Menschen zu verhindern und „normale“ herzustellen?

Zu verhindern? Es geht der Pädagogin gar nicht darum, Menschen durch Erziehung besser zu machen?

Maria Montessori war keine Pädagogin und wollte nie als solche gesehen werden. Sie war Biologin und Ärztin, sie in-

Konzentrierte Arbeit, Ordnung und Stille, damit Kinder sich selbst optimieren können: Maria Montessori (1870 bis 1952) 1946 in einer Londoner Schule

Foto Getty



„Exklusion statt Inklusion“

Eine Forscherin deckt auf: Die italienische Ärztin Maria Montessori hatte einen höchst fragwürdigen Blick auf Kinder.

teressierte sich für die „Natur“ des Menschen. „Anormale“, „degenerierte“ Menschen waren aus ihrer Sicht schuld am Rückschritt von Gesellschaften – während sie die „normalen“ optimal fördern wollte, um den Fortschritt der Gesellschaft zu bewerkstelligen. Ihr Denken hatte eine biopolitische Implikation. Das Schöne, das Intellektuelle, das Moralische war für die Biologin Maria Montessori angeboren.

Wer sind für sie die „Anormalen“?

„Idioten“ ist wahrscheinlich noch die harmloseste Bezeichnung, die Montessori verwendet, das war zeithistorisch ein gängiger Begriff. Aber sie spricht auch von „Monstern“ oder „Parasiten“ der Gesellschaft. „Anormale“ Kinder,

glaubt sie, werden nie „normale“ Kinder werden. Man kann sie beschäftigen, allenfalls ein bisschen fördern.

Nun wird Montessori gern als Vorreiterin der Inklusion gepriesen. Demnächst kommt ein Film über sie ins Kino, und der Bundesverband Montessori Deutschland rühmt vorab: Der Film zeige, dass sie alle Kinder fördern wollte, gerade auch solche mit Beeinträchtigungen.

Ich konnte den Film noch nicht sehen; aber diese Darstellung entspricht nicht der ganzen Wahrheit. Montessoris Ziel war die Herstellung des perfekten Kindes: ohne Makel, körperlich, ästhetisch, moralisch, intellektuell vollkommen. Dabei hatte Montessori griechische

Schönheitsstatuen vor Augen. Damit sich die „normalen“ Kinder uneingeschränkt und unbehindert entwickeln können, müssten die „Anormalen“ separiert werden. Also eher Exklusion statt Inklusion zum Wohle einer prosperierenden Gesellschaft.

Sie hat aus der Physiognomie Schlüsse auf Moral und Charakter gezogen und noch 1951, ein Jahr vor ihrem Tod in den Niederlanden, ein „Ministry of the Race“ gefordert. Würden Sie sie als Rassistin bezeichnen? Was heißt rassistisch? Ich würde sagen, dass ihr Denken auf rassenanthropologischen Grundlagen fußt.

Wie war ihr Verhältnis zum italienischen Faschismus?

In den USA war Montessori früh eine Art Popstar. In Italien blieb der Erfolg länger aus. Das hat sie gefuchst. Um auch im eigenen Land Anerkennung zu bekommen, suchte sie die Zusammenarbeit mit Mussolini, der in den Zwanzigerjahren Ideen zum Aufbau eines faschistischen Schul- und Bildungswesens brauchte. Montessoris anthropologische Annahmen, aber auch ihr Ideal vom Kind, das sehr ordentlich ist, fokussiert

und diszipliniert arbeiten kann und zu Höchstleistungen fähig ist, passten da gut. Montessori akzeptierte sogar, dass in ihren Ausbildungskursen eine „cultura fascista“ gelehrt wurde. In einem gut dokumentierten Briefwechsel kann man nachlesen, dass sie Mussolini verehrte. Ob sie Faschistin war, kann jeder selber beurteilen. Fakt ist, dass ihr Denken für faschistische Zwecke nutzbar war.

Ende der Dreißigerjahre aber hat sie Italien verlassen, weil sie mit Mussolini gebrochen hat.

Nein. Sie ist weggegangen, weil der finanzielle Rückhalt bröckelte und sie erkannte, dass sie nichts mehr ausrichten kann. Eine erklärte Distanzierung von Mussolini gab es über all die Jahre nicht.

Gibt es denn auch Errungenschaften oder Erkenntnisse Montessoris, die Sie vorbehaltlos anerkennen?

Das ist nicht meine Aufgabe als Wissenschaftlerin. Aber sie wusste genau, wie man die pädagogische Praxis gestalten muss, damit sich das Kind selbst optimieren kann, also an seiner Vervollkommnung arbeitet. Stichwort „vorbereitete Umgebung“: Das Kind hat das Gefühl, in Freiheit etwas zu tun, obwohl es völlig

von Erwachsenen kontrolliert und von der Umgebung gesteuert wird. Das kann man positiv oder negativ finden, aber es war neoliberal – und damit der Zeit weit voraus.

Mit Phantasie, Kreativität und Individualität hatte es nicht viel zu tun.

Für Montessori stand das konzentriert arbeitende Kind im Fokus. Bei ihr herrschte kein Chaos, sondern Ordnung, kein Lärm, sondern Stille. Das war die Atmosphäre, die es brauchte, um die Vervollkommnung des Kindes zu erreichen. Noch mal: Auch in ihrer Casa dei Bambini in Rom, ihrem ersten Kinderhaus, war sie keine Erziehungstante, sondern die wissenschaftliche Leiterin.

Wenn Fortschrittsglauben und Degenerationsangst, Rassenlehre und Evolutionstheorie damals so verbreitet waren – kann man dann nicht gewisse krude Gedanken als Zeitgeist abtun und sich tatsächlich die Montessori-Methoden herauspicken?

Das wäre ein historisches Vergessen, das ich für ziemlich gefährlich halte. Erstens gab es schon damals Biologen und Pädagogen, die ohne eine rassenanthropologische Sichtweise auskamen. Und zweitens war „Rasse“ auch damals kein neutraler Begriff. Das kann man nicht einfach gewisshen.

Für die Waldorfpädagogik ist mittlerweile bekannt, dass ihr Erfinder Rudolf Steiner ein fragwürdiges Welt- und Menschenbild hatte. Maria Montessori ist ungebrochen positiv besetzt. Wie wird die deutsche Montessori-Community auf Ihre Erkenntnisse reagieren?

Da bin ich selbst gespannt. Auch meine eigene Disziplin, die Erziehungswissenschaft, hat sich bisher kaum kritisch mit Maria Montessori auseinandergesetzt. Die wenigen, die es getan haben, wurden als Nestbeschmutzer diffamiert.

Würden Sie Ihr Kind heute in einen Montessori-Kindergarten oder eine Montessori-Schule schicken?

Das lässt sich schwer beantworten. Käme man auf die Idee, Montessoris Schriften eins zu eins in der Praxis anzuwenden – ich würde nicht wollen, dass mein Kind einem bestimmten Ideal entsprechen muss oder gesagt bekommt, dass es sich „normal“ oder „anormal“ entwickelt. Es kann aber sein, dass in einem sogenannten Montessori-Kinderhaus gerade deshalb gute Pädagogik gemacht wird, weil sie nichts mit Montessori zu tun hat. Meiner Analyse nach ist genau das vielleicht sogar wünschenswert.

Je weniger Montessori-Erziehung mit Montessori zu tun hat, desto besser?

Ja, das könnte ein Schluss sein. Wie irrwitzig aber wäre es dann, trotzdem mit diesem Label weiterzuarbeiten?

Die Fragen stellte Julia Schaub.

„Der lange Schatten Maria Montessoris. Der Traum vom perfekten Kind“ von Sabine Seichter ist im Beltz-Verlag erschienen, 195 Seiten, 29 Euro.



Sabine Seichter ist Professorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Paris-Lodron-Universität Salzburg.

Foto: Thomas Berberich